# „Du weißt nie, was morgen ist“

**Margarete Sepúlvedas hilft als Krankenschwester für Ärzte ohne Grenzen Menschen in Kriegs- und Krisengebieten • von Anja Boromandi**

**Schwierige Projekte in der Zentralafrikanischen Republik: Mit der mobilen Klinik war Margarete Sepúlvedas im Nordwesten des Landes unterwegs (links). – Auch ihre Arbeit im Basislager wird durch mehrere Überfälle von Rebellen erschwert.**
*Fotos: Boromandi*

Das kleine Mädchen ist nicht mehr ansprechbar. Bewusstlos liegt es in den Armen von Margarete Sepúlveda, die per Funk bereits das Krankenhausteam von Ärzte ohne Grenzen über den Notfall informiert hat. Ein kurzer Blick und die Diagnose steht fest: Malaria tropica. Die Körpertemperatur des Kindes liegt nur noch bei 34 Grad. Jetzt zählt jede Minute, weiß die erfahrene Krankenschwester. Doch der Transport auf den unwegsamen Straßen der Zentralafrikanischen Republik macht den Wettlauf gegen die Zeit zur nervlichen Zerreißprobe. Nach rund 90 Minuten holpriger Fahrt bei einer Geschwindigkeit von maximal 30 Stundenkilometern sind sie endlich am Ziel. Die Krankenschwester trägt das Mädchen schnell zu dem bereits wartenden Ärzteteam. Die Mutter der Kleinen folgt stillschweigend.

Diese Szene, die ein norwegisches Kamerateam über die Mitarbeiterin von Médecins sans Frontières – wie die Hilfsorganisation international heißt – gedreht hat, zeigt beispielhaft die täglichen Herausforderungen, denen sich Margarete Sepúlveda immer wieder stellt. Egal, ob Elfenbeinküste, Demokratische Republik Kongo oder Haiti: In den Kriegs- und Krisengebieten dieser Welt muss die 61-Jährige vor allem eines können, improvisieren und schnell handeln. Oft steht die Krankenschwester vor unvorhersehbaren Problemen: Das kann die fehlende Brücke sein, die bis gestern noch über den Fluss führte, bevor sie gewaltsam zerstört wurde, oder Straßenkontrollen von Rebellen, die auf einmal Wegezoll verlangen. In vielen Situationen seien Diplomatie, Ruhe und ein starker Charakter gefragt, sagt sie. Vor allem, wenn sie den Kampf gegen den Tod verliert. Das Kind aus der Filmszene sei am nächsten Tag gestorben. „Sein Zustand war schon von Anfang an sehr kritisch, es war zu befürchten, dass es nicht durchkommen würde.“ Sepúlveda klingt emotional distanziert, wenn sie darüber spricht. Aus Selbstschutz. Bei Hunderten von Patienten täglich gehe das auch nicht anders, sonst könne man den Job nicht durchhalten, sagt sie.

Das Bedürfnis, anderen Menschen helfen zu wollen, verspürt Margarete Sepúlveda schon sehr früh. Als siebtes und jüngstes Kind wächst sie im Schwarzwald im elterlichen Schreinereibetrieb auf und verbringt bereits während ihrer Schulzeit die Sonntage gerne im Krankenhaus, um dort auszuhelfen. Kurz vor dem Abitur rebelliert die Tochter gegen den strengen Vater, schmeißt die Schule hin und beginnt 1973 im Münchner Klinikum Großhadern eine Ausbildung zur Krankenschwester. „Ich wollte einfach von zu Hause weg und finanziell unabhängig sein“, begründet sie ihren Schritt. Im gleichen Atemzug räumt sie aber ein, den jugendlichen Trotz, mit dem sie sich zugleich auch ein Medizinstudium verbaut hatte, im Nachhinein so manches Mal bereut zu haben.

Nach Abschluss ihrer dreijährigen Ausbildung und einem Zusatzdiplom in Anästhesie und Intensivpflege zieht es die junge Frau 1979 zum ersten Mal in die Ferne. Im Auftrag des Deutschen Entwicklungsdienstes geht sie für zwei Jahre in den Dschungel von Ecuador. Dort sind ihre täglichen Begleiter im tropischen Urwald drei Maultiere, die – mit Medikamenten beladen – mit ihr über Berge und durch Täler zu den abgeschiedenen Dörfern unterwegs sind. „Ich bildete einige Leute in den Dörfern zu sogenannten Barfußärzten aus, indem ich sie die Symptomatik und Behandlung der häufigsten Krankheiten lehrte.“ Ihre Erinnerungen an die Zeit in dem damals gerade zur Demokratie übergewechselten südamerikanischen Land sind nicht durch Gewalt oder Krieg geprägt, sondern eher von natürlichen Herausforderungen wie Moskitos oder Waldameisen. Und nicht nur Letztere sorgten für ein Kribbeln. „Im Rahmen meiner Projektarbeit lief mir dort mein künftiger Ehemann über den Weg“, gesteht sie.

Sie verliebt sich in den – damals noch unbekannten – Schriftsteller Luis Sepúlveda. In den folgenden Jahren bekommt sie mit ihm zusammen in Hamburg drei Kinder. Heute sind sie kein Paar mehr, verrät sie, aber immer noch sehr gut befreundet. Als die Beziehung auseinandergeht, zieht es die Krankenschwester mit den Kindern zurück nach München, und sie arbeitet wieder in einem Krankenhaus. Sepúlveda ist beliebt im Team, ein Joker, flexibel einsetzbar. Im Zuge des Stellenabbaus in der Klinik und damit einsetzender Unzufriedenheit mit den Arbeitsbedingungen bricht sie 2009 aus dem Klinikalltag aus und bewirbt sich bei Ärzte ohne Grenzen, wird nach Berlin eingeladen, besteht alle Tests. Doch als sie ihren Chef um ein Freistellungsjahr bittet, lehnt dieser ab. „Am nächsten Tag habe ich meinen Job gekündigt. Bei so was bin ich konsequent.“

Ihre erste Reise führt sie 2010 in die Demokratische Republik Kongo. Für Sepúlveda ein Sprung ins kalte Wasser. Nach gerade einmal drei Tagen Übergabe leitet sie in der Region Nordkivu im Nordosten des Landes ein Kreiskrankenhaus mit rund 200 Mitarbeitern. Die Menschen in der Region leiden an Unterernährung. Vergewaltigungen und ständige Konflikte zwischen den ethnischen Gruppen sind an der Tagesordnung. Auch indische Blauhelmsoldaten mit Schussverletzungen werden eingeliefert. Patienten verfeindeter Gruppen legt sie in verschiedene Flügel des Krankenhauses, um Konflikte zu vermeiden. „Bei uns werden Opfer unabhängig von politischer und religiöser Zugehörigkeit behandelt, so lautet die Charta von Ärzte ohne Grenzen“, betont Sepúlveda. Als auf Haiti die Erde bebt und so gut wie alle Mitarbeiter dorthin abgezogen werden, bleibt sie im Kongo und übernimmt parallel zur Krankenhausleitung auch die medizinische Versorgung in den Dörfern mit einer mobilen Klinik. Ein 18- bis 20-Stunden-Tag ist keine Seltenheit.

## *Große Gewaltbereitschaft in Haiti erlebt*

Kein Projekt, stellt sie schnell fest, gleicht dem anderen. Im Mai 2011 geht sie an die Elfenbeinküste, dort kommt es nach Präsidentschaftswahlen zu gewaltsamen Konflikten. Die Infrastruktur ist zusammengebrochen, Krankenhäuser verwaist. Sepúlveda muss mit dem Team quasi bei null anfangen und die Infrastruktur neu aufbauen. Mit der mobilen Klinik ist die Krankenschwester zu den Einheimischen unterwegs. Sie impft Kinder, testet sie auf Unterernährung, indem sie mit einem farbigen Papiermaßband ihren Armumfang misst. Liegt dieser im roten Bereich, wird das Kind in das Ernährungsprogramm aufgenommen. Bei Einbruch der Dunkelheit gegen 16.30 Uhr muss sie aus Sicherheitsgründen wieder im Lager sein. Dann beginnt die abendliche Schreibarbeit. Wie viele Kranke wurden heute behandelt? Welche Medikamente müssen nachbestellt werden? Die täglichen und wöchentlichen Berichte gehören sicher nicht zu ihren Lieblingsbeschäftigungen, beteuert sie, müssen aber unbedingt sein.

Im Februar 2012 bricht Sepúlveda zu ihrem dritten Auslandsprojekt mit Ärzte ohne Grenzen auf. Sie fliegt nach Haiti, wo es zwei Jahre nach dem Erdbeben fast noch genauso aussieht wie kurz nach der Katastrophe. Auch bis heute habe sich kaum etwas geändert, sagt sie. Das Krankenhaus war mit einem fünf Meter hohen Zaun plus Stacheldraht umzäunt und hatte aus Sicherheitsgründen eine Autoschleuse. Das war beklemmend, erinnert sich Sepúlveda. Rückblickend habe sie nirgendwo so große Gewaltbereitschaft erlebt wie auf Haiti, sagt sie. Neben Brandverletzungen sieht sie vor allem viele Opfer mit Schussverletzungen. Die Aggressivität, selbst unter Kindern, sei unbeschreiblich groß. Ein Vorfall ging ihr damals besonders nahe. „Ich erinnere mich an ein sechsjähriges Mädchen, das bei uns eingeliefert wurde. Ihr fünf Jahre alter Bruder hatte auf sie geschossen. Das Mädchen überlebte dank der schnellen Hilfe, doch Situationen wie diese haben mich an meine Grenzen gebracht.“ Zum ersten Mal verkürzt sie ihre Projektzeit und reist früher als geplant ab. Haiti und sie, das habe einfach nicht gepasst, sagt sie. „Die Chemie stimmte für mich dort nicht, ich kam mit der Mentalität der Leute nicht klar.“ Im Juli 2012 kehrt sie zurück nach Deutschland.

Nach drei Wochen „Verschnaufpause“ wird ihr neuer Einsatz ihr bislang gefährlichster. Sie fliegt in die Zentralafrikanische Republik, zunächst für vier Monate, doch dann werden daraus 15. In dieser Zeit, erzählt Sepúlveda, begann die politische Situation im Land zu kippen. „Die Organisation Seleka, die damals zu 80 Prozent aus Muslimen und 20 Prozent Christen bestand, kämpfte anfangs noch zusammen gegen Staatspräsident Bozizé.“ Nach dem Putsch im März 2013 hätten sich die religiösen Konflikte verschärft, und die Lage sei außer Kontrolle geraten. Sepúlveda, die in Bougila, im Nordwesten des Landes mit der mobilen Klinik unterwegs ist, bekommt die Veränderungen zu spüren. Es gibt Straßenkontrollen, Unterernährung und Vergewaltigungen nehmen zu. Aus Sicherheitsgründen muss sie sich alle 30 Minuten bei ihrer Zentrale melden. Doch 100-prozentige Sicherheit gibt es nicht. Als Rebellen mit Waffen in ihr Basislager kommen und ein Auto wegnehmen, muss das Team tatenlos zusehen. „Nie den Forderungen der Angreifer widersetzen“, lautet die Anweisung in Notsituationen. Beim zweiten Überfall, nur wenige Tage später, kommen die Täter nachts ins Haus, verlangen Geld und verschwinden wieder.

Am nächsten Tag reisen alle Mitarbeiter ab, bis auf Sepúlveda. Sie wartet auf drei erfahrene Kollegen, die mit ihr ein neues Team bilden sollen. Es dauert keine acht Tage, dann werden sie und das neue Team erneut überfallen. Die Projektverantwortlichen analysieren die Überfälle und entscheiden, das Projekt fortzuführen. Sepúlveda wird gefragt, ob sie bleiben würde. Denn gerade für Projekte in solch schwierigen Kontexten wie der Zentralafrikanischen Republik ist es wichtig, jemanden vor Ort zu haben, der die Autoritäten und das lokale Personal kennt. Sepúlveda bleibt. Sie sei weder lebensmüde noch leichtsinnig, versichert sie. Beim Erklärungsversuch nach dem inneren Antrieb, der Motivation, kann auch sie selbst nur mutmaßen. Natürlich stelle sie sich die Frage nach dem Warum. „Meine Antwort ist die Empathie für Menschen, wenn ich die hungernden Kinder sehe und weiß, dass wir die Einzigen sind, die noch helfen.“ In vielen Situationen vertraue sie auf ihr Bauchgefühl und ihre Erfahrung. „Ich behaupte von mir, Menschen gut führen und lesen zu können. Ich ruhe in mir selbst und zeige keine Angst.“ Ihr Alter verschaffe ihr Respekt und Schutz in brenzligen Situationen, von denen sie aber ihren Kindern beim sonntäglichen Anruf über Skype nichts erzähle.

Dass dieses Gottvertrauen auch enttäuscht werden kann, musste Sepúlveda erst jüngst erfahren. Seit November 2013 ist sie wieder zurück in Deutschland. Vor wenigen Wochen kam die Nachricht, dass drei nationale Mitarbeiter ihres Projekts in Zentralafrika getötet wurden, dazu 15 Stammesführer und Bürgermeister. Sie kannte sie fast alle persönlich. Dieser aktuelle Vorfall macht sie nicht nur betroffen, sondern auch nachdenklich. Im Moment weiß sie noch nicht, ob sie zurück in die Zentralafrikanische Republik geht. „Sie haben mich zwar bereits wieder angefragt, aber ich muss ja auch mal an meine Rente denken, sagt mir der Verstand.“ Außerdem komme ihr erstes Enkelkind bald zur Welt. In Gedanken, das merkt man ihr an, ist sie andererseits immer ein Stück in Afrika. Zum Beispiel bei dem kleinen Jungen Faustin, den sie als unterernährtes Baby wieder aufgepäppelt hat, und der ihr besonders ans Herz gewachsen ist. „Ich habe immer die Verantwortung und Herausforderung im Leben gesucht“, sagt sie beim Blick auf sein Foto. Kopf gegen Herz – ihren Koffer hat sie jedenfalls immer griffbereit.

### Ärzte ohne Grenzen

Die medizinische Hilfsorganisation Médecins sans Frontières wurde 1971 von Franzosen gegründet und leistet private, unabhängige Nothilfe in Krisen- und Kriegsgebieten. Dafür erhielt sie 1999 den Friedensnobelpreis. Im Unterschied zu anderen Organisationen macht sie auch Menschenrechtsverletzungen publik. Sie arbeitet unparteilich, das heißt behandelt Zivilisten unabhängig von deren politischer und religiöser Zugehörigkeit. Das Einstiegsgehalt eines Mitarbeiters von Ärzte ohne Grenzen beträgt 925 Euro brutto, die Einsätze sind immer projektbezogen und vertraglich limitiert. *ab*

### Zentralafrika

Der Konflikt in der Zentralafrikanischen Republik hat sich seit einem Putsch im vergangenen Jahr, bei dem das mehrheitlich muslimische Rebellenbündnis Séléka im März 2013 Staatschef François Bozizé gestürzt hat, zu einem blutigen Bürgerkrieg entwickelt. Seitdem bekämpfen sich Christen und Muslime in blutigen Unruhen, und rund eine Million Menschen sind auf der Flucht. In die Schlagzeilen geriet das Land erst kürzlich wieder, als drei Mitarbeiter von Ärzte ohne Grenzen und eine französische Journalistin im Zuge der Unruhen getötet wurden. *ab*